**Zeitschrift:** Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

**Herausgeber:** Bund Schweizerischer Frauenvereine

**Band:** 25 (1943)

**Heft:** 38

**Heft**

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 14.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 17. September 1943 | Erscheint jeden Freitag | 25. Jahrgang Nr. 38

# Schweizer Frauenblatt

**Abonnementspreis:** Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / **Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur**

**Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine**
**Verlag:** Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
**Inseraten-Annahme:** August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 7 29 75. Postcheck-Konto VIII 1243
**Administration, Druck und Expedition:** Buchdruckerei Winterthur A.-G., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

**Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben**

**Insertionspreis:** Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

## Nachrichten der Woche

### Inland

Die ständerätliche Vollmachtenkommission hielt in Zürich eine Tagung ab zur Behandlung des neuen Bundesratsbeschlusses über die eidgenössische Verrechnungssteuer. Sie stimmte dem Beschluß zu und wird ihn dem Ständerat empfehlen. Die Kommission für auswärtige Angelegenheiten nahm einen Bericht von Bundesrat Pilet-Golaz über die jüngsten Ereignisse entgegen. Sofort nach der italienischen Kapitulation hat der Bundesrat Grenztruppen und auch Festungsbesatzungen aufgeboten, die Alpenübergänge und alle ihre Zugänge sind besetzt.

Ein italienisches Flugzeug landete bei Bellinzona.

Der schweizerische Ueberseedampfer „Maloja" ist als erstes Opfer unserer Flotte in der Nähe von Korsika versenkt worden, der größte Teil der Mannschaft ist gerettet.

Kriegswirtschaft: Die Brennstoffämter haben Weisung erhalten, für Zentral- und Etagenheizungen und für Dauerbrandöfen den Verbrauchern zwei Fünftel der ihnen zustehenden Quote statt in Holz in Koks und Anthrazit zu liefern. Das Gesamtkontingent wird jedoch nicht erhöht.

Auf der September-Lebensmittelkarte ist F 3 für 200 Gramm Fleisch gültig erklärt worden. Auf der Oktoberkarte bleiben die Grundrationen gleich wie im September, sie enthält einen neuen Coupon für ausschließlich Hirse, der Coupon Mais-Hirse fällt weg, auf der B-Karte erhält man nun gleichviel sichtbares Fett wie auf der A-Karte.

### Ausland

#### Nach der italienischen Kapitulation

Die Alliierten forderten in den Waffenstillstandsbedingungen sofortige Einstellung des Widerstandes, Auslieferung der Kriegsgefangenen und der Kriegs- und Handelsflotte. Zugang zu allen Flugplätzen und Flottenstützpunkten, für den Oberbefehlshaber alle Rechte die nötigen Maßnahmen zur Demobilmachung zu treffen. Roosevelt und Churchill richteten einen Appell an die Italiener und forderten sie auf, gegen den neuen Feind hart zuzuschlagen. — Marschall Badoglio und die Regierung haben Rom verlassen. Der Marschall telegraphierte an Reichskanzler Hitler, Italien habe kapitulieren müssen, weil seine Verteidigungsstellungen zusammengebrochen seien. Es habe durch diesen Krieg alle Kolonien und seine Flotte verloren, seine Städte seien verwüstet, die Regierung könne die Verantwortung für die weitere Kriegführung nicht mehr übernehmen.

Die Deutschen richteten heftige Vorwürfe gegen den italienischen „Verrat", meldeten aber, man habe diesen schon seit dem Mai vorausgesehen und die nötigen Maßnahmen getroffen. Reichskanzler Hitler hielt eine Rede, worin er interessante Enthüllungen über die Vergangenheit des Achsenpaktes machte. Schon vor Jahren hätten Kräfte dem Bündnis entgegengewirkt und auch 1939 den Kriegseintritt Italiens verhindert. Militärisch bedeute der Ausfall Italiens wenig.

Die Deutschen haben in Italien das Standrecht proklamiert. Sie haben ganz Oberitalien und Rom besetzt und auch in der Vatikanstadt Truppen aufgestellt. Italienische Truppenteile haben die Schweizergrenze überschritten und wurden interniert.

In Rumänien und Jugoslawien wurden die Italiener entwaffnet; sie stehen nun aber zum Teil neben den Partisanen im Kampf gegen die Deutschen. Die Kroaten haben mit deutscher Hilfe Dalmatien besetzt und es dem kroatischen Staate eingegliedert. Albanien und Montenegro haben ihre Unabhängigkeit erklärt; deutsche Truppen sollen beide vor der angloamerikanischen Invasion schützen. — Der größte Teil der italienischen Flotte ist dem deutschen Zugriff entgangen. — In Oberitalien herrschen ganz verwirrte Zustände; es kam vielerorts zu Straßenkämpfen zwischen Italienern und Deutschen. Der Kommandant von Mailand unterzeichnete ein Abkommen angesichts der erdrückenden Uebermacht der Deutschen. Die antifascistischen Parteien erließen darauf einen Aufruf an die Mailänder, sich dennoch den Deutschen zu widersetzen.

In Deutschland hat sich eine nationalfascistische Regierung gebildet, die das italienische Volk auffordert, der Regierung Badoglio den Gehorsam zu verweigern. Mussolini, der von deutschen Fallschirmjägern aus dem „sichern Gewahrsam" befreit worden ist, hat die Führung dieser Regierung übernommen. Er ernannte Pavolini zum Sekretär der republikanisch-fascistischen Partei und befahl in einem Tagesbefehl u. a. die sofortige Wiederaufrichtung der freiwilligen Miliz. In Rom, das unter der deutschen Wehrmacht steht, wurden politische Kommissare ernannt, die anstelle der Minister die Verwaltung übernahmen.

#### Uebrige Auslandsmeldungen

Die bulgarische Regierung ist zurückgetreten.

Marschall Tschiang Kai Schek ist vom Kuomintang zum Präsidenten der chinesischen Republik gewählt worden.

#### Kriegsschauplätze

Italien: Die Alliierten vermochten an vielen Stellen der italienischen Küste Brückenköpfe zu errichten; ihre Ausgangspunkte sind Kalabrien, Neapel und Tarent. An der Ostküste wurden Brindisi und Bari erobert. Bei Neapel steht die 5. U. S. A.-Armee in schwerer Schlacht; sie hat den größten Teil von Salerno, das mehrmals den Besitzer wechselte, wieder räumen müssen und droht nun von den Truppen General Kesselrings eingeschlossen zu werden. Ihre Lage ist sehr ernst; beide Parteien erhalten ständig Verstärkungen. Montgomery rückt in Eilmärschen mit der Achten Armee von Süden her vor und nähert sich dem Golf von Policastro; wenn sich die Amerikaner noch zwei Tage halten können, wird die Gefahr beseitigt sein. Den Alliierten fehlen vor allem nahe Flugplätze.

Ostfront: In der Nordukraine leisten die Deutschen harten Widerstand; dagegen ist den Russen im Zentralabschnitt die Eroberung von Brjansk gelungen.

Krieg im Pazifik: Die Alliierten haben auf Neu-Guinea Salamaua gestürmt.

Luftkrieg: Tausende von alliierten Flugzeugen waren im Angriff gegen Ziele in Frankreich und Belgien.

**Wir lesen heute:**

**„Der barmherzige Samariter"**
**Unter Bomben und Granaten**
**Wir bauen an der Heimat**
**Erziehung zum Eidgenossen**

## Zum Bettag

### Sei treu — und wandle vor Gott

Zum fünften Mal begeht das Schweizervolk seinen nationalen Bettag seit dem Ausbruch des Weltkrieges. Zum fünften Mal darf es ihn, umtost von der Brandung des grausigsten aller Kriege, den die Weltgeschichte kennt, in seinem kleinen Heimatland in tiefstem Frieden feiern. Der eidgenössische Bet-, Buß- und Danktag steht außerhalb der Reihe unserer religiösen, kirchlichen Festtage. Er wird nicht als protestantischer oder katholischer Feiertag mit dogmatischer Färbung gefeiert. Es ist der eidgenössische Tag, der Tag, da jeder Schweizer nicht in erster Linie mit seinen eigenen Sorgen und Wünschen vor Gott hintritt, sondern wo er als Schweizer über alle Religions- und Parteiunterschiede hinweg darüber nachdenkt, was sein Vaterland ihm gibt, was er ihm schuldig ist und was er aus Gottes Hand erflehen will für seine Heimat und ihre Zukunft.

Schweizer sein heißt vor allem frei sein. Nicht frei in ungezügeltem Ausleben, in rücksichtslosem sich selber zur Geltung bringen, sondern frei sein in seinem Gewissen, seiner Religion, seiner Weltanschauung; frei in der Möglichkeit unter selbstgeschaffenen Gesetzen, selbstbestimmter Ordnung, selbsterwählten Behörden leben zu können; frei in der Aeußerung politischer und religiöser Ansichten, und frei in der Gestaltung seiner eigenen Lebensform. Frei will der Schweizer auch sein im Recht des Lobes und der Kritik. Im vollen Besitz dieser Freiheiten weiß der Schweizer, daß keine andere Staatsform ihn befriedigen, ihm die richtige Lebensbasis geben kann, als diejenige, unter der er seit Jahrhunderten lebt. Und darum wacht das Schweizervolk entschlossen und einig über seiner Freiheit. Seine Armee steht Tag und Nacht bereit zu ihrem Schutze, das ganze Volk, Frauen und Männer arbeiten Schulter an Schulter, um dieser Freiheit die materiellen Grundlagen zu sichern, und unsere Behörden wachen in größter Angespanntheit über jedem leisesten Anzeichen drohender Gefahr. In dieser pausenlosen Wachsamkeit dürfen wir den fünften Kriegs-Bettag wohl mit schweren Sorgen um die nächste Zukunft, aber noch im Frieden feiern.

Was hat das zu bedeuten? Denn das ist sicher, daß eine solche Bewahrung eine Bedeutung in sich schließt. Unserer Vortrefflichkeit als Menschenvolk verdanken wir diese Bewahrung gewiß nicht: Das beweisen die vielen egoistischen Vorkommnisse, die täglich geschehen, das beweist der Mangel an Solidarität, an gegenseitiger Rücksichtnahme, an Verständnis und an Bereitschaft zu Hilfe und persönlichem Einsatz, der trotz allem, was getan wird, noch weitverbreitet ist. Das beweisen auch die oft unerquicklichen, politischen Methoden und Zänkereien, die religiöse Gleichgültigkeit, die politische Rechtlosigkeit der Frau und die materielle Lebensauffassung, die in den meisten Gebieten unserer Lebensordnung ausschlaggebend ist. Und trotzdem sind wir bis heute bewahrt geblieben.

Kann diese Bewahrung unter keinen Umständen eine Belohnung bedeuten für irgend etwas, das uns im Guten von andern Völkern unterscheidet, so bedeutet sie umso mehr eine Sendung und eine Verpflichtung. Eine Sendung, die nicht in lautem Tun und Beginnen liegen kann — dazu sind wir in der Reihe der Großen um uns zu klein und zu unbedeutend. Dafür aber eine Sendung, deren Sinn im stillen, rückhaltlosen Dienen und Helfen liegt. Unser Volk als Ganzes hat das begriffen, und groß sind die Werke der Liebe geworden, die aus dem Herzen Europas ausströmen zu all den armen, gequälten Völkern, die unter der Geißel des Krieges, der Besetzung, der Rechtlosigkeit, der empörendsten Grausamkeit und des brutalsten Vernichtungswillens leiden: leiden, wie wir uns von solchem Leiden, solchen Qualen kaum einen Begriff machen können, leiden an Leib und Seele, an Hab und Gut, und die nicht nur ein Opfer der Bomben und Waffen, vor allem aber auch ein Opfer ihrer Gesinnung, ihres Willens zur Freiheit werden.

Helfen sollen und wollen wir nicht nur mit Geld und materiellen Gütern, helfen auch durch den Geist, durch die unbedingte Treue zum demokratischen Gedanken, durch das Verständnis, die Hochachtung, die in der Schweiz jeder rechte Schweizer für jedes Volk, jeden einzelnen Menschen fühlt, der um des Lebens höchstes Gut, die Freiheit, kämpft: „Lieber den Tod, als die Knechtschaft". Das ist die Treue, die uns der Bettag wieder verkünden will und um die wir wieder beten wollen.

Gewiß, neben dieser Treue zu unseren schweizerischen Idealen muß auch die andere, die Treue zu unseren christlichen Pflichten gehen. Und wir, die auch materiell immer noch in Verhältnissen leben, wie sie in Europa nicht mehr manchem Land vergönnt sind, dürfen nicht müde werden, die Hand offen zu halten, wo immer es gilt, fremde Not zu lindern. Wir gedenken der großen Werke des Roten Kreuzes, der vielen Flüchtlinge, der Internierten und wissen, daß bei allen Kriegsopfern neben den ma-

**„Laßt uns die Hände falten und bitten für Volk und Vaterland, für des Landes Obrigkeit, für alle unsere Soldaten. Wir flehen, Gott möge der Heimat den Frieden erhalten nach außen und im Innern. Groß und schwer ist die Verantwortung, die jetzt auf Armee und Behörden lastet. Als reformierte Bürcher, die das Apostelwort kennen, nach dem auch die Staatsgewalt gottgewollt ist, wollen wir die staatlichen Gesetze halten, den Verordnungen unserer Behörden nachleben, die persönlichen Begehren dem allgemeinen Wohl und des Landes Sicherheit unterordnen und uns vor kleinlicher Kritik hüten. Friede und Unabhängigkeit werden uns nur dann von Gott erhalten bleiben, wenn wir Menschen alles tun, was Friede und Freiheit, Ruhe und Ordnung befestigen muß. Dazu gehört eine neue Gerechtigkeit, die bewirkt, daß jeder Arbeiter seines Lohnes wert geachtet wird, daß der fleißige Mann mit seiner Hände Arbeit eine Familie erhalten kann, gleichgültig ob er Handlanger, Taglöhner, Bauernknecht oder Heimarbeiter sei. Ohne Opfer läßt sich das nicht erreichen. Bitten wir Gott, daß er uns die Kraft selbstloser Liebe schenke zur Lösung der brennenden Probleme der Volkswohlfahrt, und — sollte er morgen gefordert werden — den Opfermut zum Einsatz unseres Lebens für die geliebte Heimat."**

Aus der Bettags-Ansprache 1943 des Kirchenrates des Kantons Zürich.

**„Es gibt nur etwas Ersprießliches: die Arbeit. Es gibt nur eine Heimat: Die Schweiz. Handelt danach!"**

General Guisan
(aus einem Aufruf an die Teilnehmer des Zürcher Knabenschießens 1943)

### Bettagslied

Von Julie Weidenmann*

Hilf, Vater, unsre Seelen
sind leergebrannt und tot.
Die Herzen, Heimatsuchen,
irrsahren tief in Not.
Wir sind voll Dunkelheiten,
Aufschrei nach dir, du Licht,
brich stark in unsre Zeiten,
sonst finden wir dich nicht!

Hilf, Vater, unsre Herzen
sind Glocken ohne Klang.
Du Klingender, erlöse
das Schweigen schwer und bang!
Du Klang in allen Dingen,
Urlied aus Ewigkeit,
heb an in uns zu schwingen!
Wir Stumme stehn bereit.

Weh, daß wir dich nicht fassen,
dich, alles Lebens Sinn!
Sinnlos ist Tun und Lassen
wenn du nicht webst darin.
Du einer Sinn, erhelle
den Abgrund unsrer Nacht,
beleb uns, Lebensquelle,
durch deiner Liebe Macht!

* Aus dem Gedichtbande: „Weltfahrt und Ziel". Verlag H. Tschudy & Co., St. Gallen.

### San Lorenzo vor den Mauern in Rom

Wie seltsam das doch ist, wenn schöne Dinge, die man bewundernd einmal für ewig hielt, plötzlich nicht mehr da sind. So, als wäre alles nie gewesen, oder als träume man nur von schönen Dingen. Und dann bewahrt man sich davon ein Bild, vielleicht nur einen Traum umträumend. Oh, ich erinnere mich an die Basilika des heiligen Laurentius, die im Jahre 1062 als Benediktinerkloster erbaut wurde und also wohl im Grundbuch des Himmels eingetragen sein muß. Fort ist es, ganz fort, wie hinweggeweht.

Und um Weihnachten, am Stephanstag, blühte noch im Klosterhof der Oleander. Im stillen Garten murmelte der Brunnen und durch die hohen Bogen des Wandelganges sah man schimmernd und duftend viele, sehr zarte Rosen blühen. Vögel zwitscherten und im Morgenwind bewegten sich sachte die großen, grünen Blätter der Palmen. Oh, welch leises, süßes Leben das war, im tiefen Frieden der Unschuld.

Und in der Basilika schlief unter dem Hochaltar hinter einer goldenen Gittertüre der heilige Laurentius, neben Stephanus, dem ersten Blutzeugen für Christus. Ein Mönch öffnete die Türe, und dann wußte man gar nicht so recht, wovor man kniete. Das Gitter war wie die unsagbar schöne Einbanddecke einer uralten Legende, die aufgeschlagen wurde. Und dann lag ein Blatt da. Ein heller Stein, auf den man einmal den toten Laurentius gelegt hat, nachdem er sich auf dem Rost verglüht hatte. Der kühle Marmor zeigt die Andeutung eines Hauptes, der Schultern, der Füße und einer Hand. Das ist die Geschichte des Märtyrers ohne Worte. Es sind die zartroten Spuren von Blut wie für immer eingeglüht in den Stein. Papst Pius, der Neunte kniet davor, jener, der das Dogma von der unbefleckten Empfängnis verkündete, der in seinem Pontifikat soviel Widrigkeiten erlebte, der sich seiner Mitherzigkeit wegen alle Herzen eroberte und doch vorübergehend Gefangener war als Kreuzträger seiner hohen Würde. Hier nun vor dem Grabe des Laurentius und Stephanus schien er wie lebend zu knieen unter den Knieenden, und noch glaube ich die Worte unter seinem Denkmal zu lesen: „Orate pro eo". So wünschte es der Stellvertreter Christi. Betet für ihn, der für euch betet.

Oh, ich erinnere mich. Und wie ist es nur möglich, daß all dies Sichtbare, das vom Unsichtbaren Kunde gab, zugeschüttet ist, so daß ich es nur noch in mir habe wie ein Bild, das ich festhalten möchte? Ich erinnere mich an die vielen goldenen Inschriften, die vielen Namen der Stifter, die dieses Haus — drei Kirchen in einer Kirche — neu erbauen hatten. Ich erinnere mich an die Bilder, mit denen die Wände bedeckt waren. Laurentius hatte die kirchliche Vermögensverwaltung unter sich und da man ihn zwingen wollte, die Schätze der Kirche preiszugeben, zeigte er auf die Armen und Hungernden: „Seht, hier ist der Schatz der Kirche!" Man sieht die Armen ihren Wohltäter in die kühle Katakombe tragen.

Dies ist der Raum, in dem Laurentius, der heilige Diakon einmal einem Mönche erschienen ist und als Wahrzeichen diesem seinen Gürtel, das Zeichen seiner Macht hinterließ, das einen Toten wieder ins Leben zurückzurufen vermochte. Dem Lichte noch einmal geschenkt. In einer der goldenen Kapellen befindet sich ein uraltes Bild, das den heiligen Laurentius darstellt, schwebend über dem Fegefeuer. Er hält ein Kind in Armen, die gottdürstende Seele, die er hinanträgt. So soll er den Betenden erschienen sein, und so ist er gemalt worden, schön, groß und sanft wie ein Gebet. Nach einer frühen Urkunde, die von dieser Erscheinung berichtet, wird noch heute ein Ablaß gewährt für diejenigen, die hier eine Seelenmesse lesen lassen und die Abgeschiedenen danken noch im Traum lächelnd für das gespendete Reqeuiem. Ich weiß, daß es so ist. Oder war es so? Ist dies alles vergangen und wie hinweggeweht ein wundersames Haus, das einem unvergeßlich schönen Geschenk für Gott glich, mit dem man ihn verwöhnen wollte. Und warum nur hat man ihm dies alles wieder fortgenommen? Was kann eine Gabe sein, die nicht ewig dem Beschenkten gehört? Und wo ist jetzt das bildermumkränzte Eingangstor, durch das ich einmal hindurchging? Die goldschimmernden Mosaiken, die wie Musik von Harfen waren? Wie lichtzitternd noch waren die Flügel des Engels, noch bewegt vom Fluge und dann der ewige Abgruß, der seinem Munde entströmte und in feierlichem Bogen sich der Jungfrau zuneigte, in Gold- und Blumenfarben ausgelegt. Ave Maria, gratia plena. Der Volksmund in Italien sagt: man wird das Schöne, an dem wir auf Erden unsere Freude hatten, wenn wir es liebend mit den Händen berühren, einmal im Himmel wiederfinden. Oh, es ist viel verloren gegangen, das fromme Kunst erschuf und das vielleicht niemals wiederkommen kann. Gleichwohl habe ich den Engel von Sankt Lorenzo berührt, den Saum seine Gewandes, das wie fließendes Licht war. Nur im Traum weiß ich davon, und von allem, was ich sah, mit meinen warmen Augen einmal liebkosen konnte, ist nichts mehr vorhanden. Nur ein paar blasse Rosenblätter liegen in einem Büchlein. Es war eine Rose unter vielen, die ich im Klostergarten von San Lorenzo blühen sah und mir zum Andenken mitnahm.

Emmy Ball-Hennings

teriellen Sorgen die schwere, oft fast untragbare seelische Belastung geht, für die wir noch oft zu wenig Verständnis aufbringen.

Die Schweiz hilft; aber noch schöner, noch segensreicher wird es sein, wenn jeder einzelne Schweizer hilft. Eine Hilfe des Bundes, die später einmal durch Steuern auf das ganze Volk verteilt wird, kann nicht denselben tiefen Sinn, und dieselbe geistige Wirkung haben, wie wenn das große Liebeswerk von jedem Einzelnen unter Auffichnehmen kleiner Opfer, täglicher Einschränkungen, und mit freudigem persönlichem Einsatz geleistet wird. Wer so hilft, ist ein guter Samariter!

Wenn unser Volk diesen Bettag still und in sich gekehrt feiert, wie es Brauch und Sitte ist in unserem Land, so wird aus vielen Herzen ein heißes Dankgebet aufsteigen für die bisherige Bewahrung, und manche innige Bitte um Kraft und Mut und Ueberzeugungstreue, um einstehen zu können für alles das, was für unser Land Sinn und Berufung bedeutet. Nur wenn wir treu sind und treu bleiben, können wir diese Sendung erfüllen, die vielleicht dieselbe ist, die Jesaja einmal in schwerer Zeit seinem Volke aufgetragen hat: „In der Wüste bahnet den Weg des Herrn; machet in der Steppe eine gerade Straße unserem Gott." (Jesaja 40/3.) El. St.

## „Der barmherzige Samariter"

Ein Buch der Besinnung, diese „Betrachtungen über Evangelium und Rotkreuzarbeit"* — der Besinnung nicht nur auf Wesen, Aufgaben, Möglichkeiten des Roten Kreuzes, sondern auch, und vor allem, auf letzte Fragen: Sinn des Lebens und der Arbeit, Sinn des Leidens und des Helfens. Von solchen Grundfragen geistig-sittlichen Daseins ausgehend, wird das Verhältnis des Roten Kreuzes zum Christentum untersucht. Als Institution sei das Rote Kreuz neutral, sei es von allem Anfang an gewesen, wie sehr auch seine Gründer in der christlichen Ethik verwurzelt gewesen sind; neutral müsse es sein und bleiben, anders könne es seine besondere Sendung nicht erfüllen. Dennoch bestehe innerlich kein Widerspruch zum Evangelium, denn die tragende Idee des Roten Kreuzes: uneigennützige und unvoreingenommene Hilfe für den leidenden Mitmenschen, entspreche ganz und gar dem christlichen Gebot der Nächstenliebe. Eindrucksvoll wird dies am Gleichnis vom barmherzigen Samariter dargetan und durch Beiziehung anderer Stellen des Evangeliums überzeugend belegt.

Daran schließt sich eine Untersuchung über „Nächstenliebe im Verhältnis zu Reformen und Institutionen", worin auf die Problematik aller Liebestätigkeit hingewiesen wird: der einzelne Helfer, der praktische Hilfe von Mensch zu Mensch leistet, sieht sich unmittelbar einem solchen Uebermaß von Not und Leiden gegenüber, daß er seine Ohnmacht, allen zu helfen, die seiner Hilfe bedürfen würden, besonders drückend empfinden muß; der aber, der ein Hilfswerk organisiert und leitet und durch weitschauende Planung das Elend an der Wurzel zu fassen sucht, verliert nur allzu leicht „das tiefere Verständnis für die unmittelbare persönliche Arbeit am Leidenden". „Ueber dem, was der Mensch durch seinen Willen und mit seinem planenden Verstand gestaltet, schwebt stets die Gefahr der Selbstüberhebung, eines babylonischen Turmbaus: das Sichverlassen auf menschliche Systeme; ein Uebersehen des Bösen, das sich in allem Menschenwerk einschleicht, selbst in dem, das höchsten und edelsten Zwecken gewidmet ist; die Gefahr, die stille Arbeit des Samariters gering zu schätzen, weil sie nicht sichtbar ins Große geht." (S. 36.)

Im Abschnitt über „Ethische Probleme in der Rotkreuzarbeit" erfahren wir von den Schwierigkeiten, denen sich das Rote Kreuz angesichts der ihm heute gestellten Riesenaufgaben gegenüber sieht. Gehört es doch unter anderem zu seinen Gegenwartsaufgaben, „große Lücken im Völkerrecht mit einem Notbau formloser Verständigungen und tatsächlicher Duldungen" auszufüllen (S. 49). — Gleichsam nebenbei, aber mit meisterlicher Prägnanz, wird hier auch die eigenartige Organisation des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz geschildert, und seiner einzigartigen Stellung gedacht: „Die Erfüllung seiner Aufgabe als eines helfenden Mittelgliedes zwischen den Kriegsparteien ist dem Komitee auf eine paradoxe Art möglich gemacht: seine Schwäche ist seine Stärke. Es schwebt im völlig freien Raume des Vertrauens: für die Möglichkeit seiner Wirksamkeit hängt es ab von dem Vertrauen der Staaten und der Rotkreuzgesellschaften, mit denen es zusammenarbeiten muß, und zwar vor allem von dem Vertrauen der Regierungen und Rotkreuze der sich bekämpfenden Länder. Dieses Vertrauen muß es sich erwerben und täglich erhalten durch das, was es leistet, durch seine Leiter, seine Mitarbeiter, seine Delegierten in der Ferne ... Es hat auch kein verbriefteS Recht auf seine Tätigkeit ... Es hat nicht nur keine finanzielle, es hat auch keine politische Macht hinter sich ... Weil all dieses Vertrauen auf geistigen Faktoren beruht, ist seine Existenz und sein Werk — bloß psychologisch oder auch christlich gedacht — ein Wagnis des Glaubens. — So ist das Internationale Komitee vom Roten Kreuz ein Fremdkörper in der Staatenwelt ... Das einzige, was das Komitee zu verteidigen hat, ist die Treue zu seiner Mission." Und, sehr bezeichnend: „Das Komitee muß auch schweigen können. Seine schwierigsten und wichtigsten Aufgaben kann es oft nur durch beharrliches Arbeiten in der Stille erreichen. Es muß den Vorwurf der Untätigkeit, ja der Parteilichkeit und Feigheit unter Umständen im Interesse der Sache schweigend hinnehmen; das gehört auch zur Liebe, „die alles erduldet". Das einzige, was es zu wahren hat, ist die Wahrheit, die es bereit ist, ans volle Licht zu bringen, sobald dadurch dem Dienst an den Opfern des Krieges nicht mehr Abbruch geschehen kann." (S. 62.)

Im Schlußabschnitt endlich wird noch der ethischen Probleme gedacht, die das Rote Kreuz als Arbeitsgemeinschaft betreffen. Es heißt da: „Was im allgemeinen für das Verhältnis von Mensch zu Mensch gilt, die Nächstenliebe, gilt völlig gleich zwischen den Menschen einer Arbeitsgemeinschaft. Sie ist in der täglichen Zusammenarbeit besonders wichtig und ist zumal entscheidend nötig in der Arbeitsgemeinschaft eines Liebeswerkes. In den, unpersönlichen Zwecken dienenden Organisationen des Staates und der Wirtschaft sind, neben den sachlichen, durch den Zweck gebotenen Notwendigkeiten, Recht und Gerechtigkeit die ordnenden Prinzipien, und die Liebe hat in ihnen nur einen Platz in den rein persönlichen Beziehungen als milderndes, entspannendes Element. In den Gemeinschaften aber, die persönhaften Charakter haben wie Ehe und Familie, oder die einem persönhaften Ziele dienen wie Krankenpflege, Erziehung, oder die Liebeswerke sein wollen, sollte die Liebe der tragende Grund aller menschlichen Beziehungen sein." (S. 64.)

Professor Max Huber steht bekanntlich seit langem an der Spitze des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz, in dessen Dienst er seine ganze Kraft gestellt hat. Er weiß sowohl um die praktische Kleinarbeit der ungezählten Helfer dieses weltumspannenden Werkes, wie um die überaus verantwortliche und delikate Tätigkeit der leitenden Köpfe. Er zeigt uns Wert und Problematik der Rotkreuzarbeit, — eine Problematik, die, wie er selbst hervorhebt, nicht auf die Rotkreuzarbeit beschränkt ist, sondern sich ganz ähnlich auch auf anderen Arbeitsgebieten zeige, und zwar nicht nur innerhalb des eigentlichen Wohlfahrtswesens, sondern auch auf dem Berufsgebiete des Arztes, der Krankenpflegerin, des Fürsorgers, des Seelsorgers, des Erziehers. Auf all diesen Gebieten, bei denen, wie beim Roten Kreuz, „das Verhältnis von Mensch zu Mensch das Wesentliche ist", sollte daher „die durch die Institution gebotene Sachlichkeit den Untergrund der Liebe nie mehr überschatten, als die Verwirklichung des zu verfolgenden Zweckes es gebietet." (S. 41.)

So bietet dieses schmale Buch — dessen äußere Form übrigens dem bedeutenden Gehalt würdig entspricht, weit mehr, als der Titel verheißt: nicht nur Einblick in Wesen und Wirken des Roten Kreuzes, sondern darüber hinaus Erkenntnis höherer Art. Auch wenn die Rotkreuzarbeit eines Tages wieder mehr in den Hintergrund des öffentlichen Interesses treten darf, werden diese „Betrachtungen" ihren Wert behalten: nicht nur als wichtiges Dokument unserer Tage, sondern als ein weiser und duldsamer Führer zur Selbstbesinnung. Dr. E. G.

* Max Huber: Der barmherzige Samariter — Betrachtungen über Evangelium und Rotkreuzarbeit. Als Manuskript gedruckt. Zürich 1943, Schultheß & Co. 68 Seiten.

## Kleines Erlebnis

### und sein Hintergrund

Es ist nicht viel. Irgend jemand hatte an zweien von den vielen Amtsstellen der Stadt Zürich zu tun. Er erlebte dort Aergerliches und Freundliches und beschrieb das im „Volksrecht" folgendermaßen:

„Vor kurzem geschah es, daß ich zweimal im Amtshaus, hinbeordert auf höheren Befehl, zu tun hatte. Das eine Mal verließ ich es in deprimierter, das andere Mal in gehobener Stimmung. Das hatte aber nichts zu tun mit der Angelegenheit, in der ich verhandeln mußte. Zwei menschliche Erlebnisse waren es, die mich veranlassen, diese Tagebuchnotiz zu schreiben. Nichts in der Welt kann so beelenden oder beglücken wie die Beziehung von Mensch zu Mensch in ihrer positiven oder negativen Auswirkung. Und nicht nur im privaten, auch im öffentlichen Leben.

Es gibt Beamte, die der gewöhnliche Sterbliche — das Wesen, das ihm Arbeit macht (aber schließlich auch Arbeit gibt!) — von jedem anderen Standpunkt aus ansehen kann, nur nicht von dem eines Mitmenschen. Solche Beamte fühlen sich wie ein Ausrufungszeichen gegenüber einem Punkt. Das Pünktchen hat sich nicht ordnungsgemäß benommen oder es wagt sich mit einem Begehren hervor — also steht es als Glied der bürgerlichen Gesellschaft auf einer tieferen Ebene ... Und da sitzt nun der Hüter der Ordnung — mit dem Ausdruck eines Schauspielers in entsprechender Rolle — und bläst es an. Das Pünktchen fordert ja dagegen aufbegehren — es ist ja kein Emigrant —, aber wozu in diese Welt voller Streit auch noch sein Teilchen beitragen? So friert es geduldig in der eisigen Atmosphäre und denkt: wie traurig, daß Beamter und Mitmensch nicht identisch sein müssen.

Das zweite Mal jedoch wird das Pünktchen in ein anderes Büro gewiesen. Und plötzlich ist es kein Pünktchen mehr, sondern ein Mensch, dem ein Mensch gegenübersitzt. Welche Freude: ein Beamter (es ist zwar eine Beamtin!) kann ein Mensch sein, ein herzlicher, Güte ausstrahlender, mitfühlender Mensch! Im Augenblick bekommt die Welt ein anderes Gesicht... Die Luft scheint sonnig durchleuchtet, Wärmestrahlen fluten zwischen zwei Menschen.

Wie wenig bedarf es, um das Alltagsleben zu verbittern oder zu verklären! Wie anders würde die Welt aussehen, wenn ein jeder fähig wäre, ein Mitmensch zu sein?"

Die Beamtin hat hier als der mitfühlende Mensch ihre Arbeit getan. Ist es ihr vielleicht leichter gefallen, der Berufskrankheit so vieler Beamter, der Routine, der bureaukratischen Tendenz, menschliche Anliegen zu mechanisieren, nicht zu erliegen, weil sie als Frau ein primäres Interesse am Menschen hat, ein immer neu aufsteigendes warmes Interesse zum „Du" im andern Menschen, das dominiert über Müdigkeit und Ungeduld?

Fern sei es von uns, zu generalisieren. Wir wissen, daß es auch den väterlich betreuenden Beamten gibt und auch die unmütterlich kühle Beamtin. Aber — könnte man sie prozentual auf solche Eigenarten hin klassieren — so wäre doch wohl festzustellen, daß die Beamtin, die Frau, ihr Interesse länger und intensiver auf den Menschen und sein Anliegen richtet, während der Mann sich leichter nur mit der Sachlichkeit des Anliegens begnügt, sich allenfalls auch in verstärktem Maße mit der theoretischen Seite seiner Arbeitserfahrungen auseinandersetzt.

Sollte uns aber diese kleine wahre Geschichte nicht eines sehr deutlich wieder sagen: daß die Frau als Beamtin unbedingt an ihrem Platze ist? Sie gehört in die öffentlichen Verwaltungen, ebenso wie der Beamte. Es tut not, daß Wärme in unseren Amtsstuben zu finden sei. Voraussetzung dazu ist, daß die Auffassung des Berufes solcher Beamtenschaft eine hohe und gültige sei, daß es nicht lediglich um Brotkorb- und Karrieraangelegenheiten gehe, sondern um ein Ideal, wie es Steinbeck in seinem so markanten Buche „Der Mond ging unter" in zwei Zeilen charakterisiert, wenn er dem Bürgermeister der eroberten kleinen Stadt sagt: „Er und sein Amt waren eins. Es hatte ihm Würde gegeben, und er hatte ihm Wärme geschenkt."

E. B.

**Dass die Frau mehr und mehr ihr Wesen erkenne, dazu stehe und sich ihrer Kräfte froh bediene in Familie, Beruf und Volksgemeinschaft, daran arbeitet unser Schweizer Frauenblatt.**

**Helfen Sie mit, es in immer weiteren Kreisen zu verbreiten!**

## Unter Bomben und Granaten

### Eine Rückwanderin erzählt . . .

Es ist schon über drei Jahre her, daß ich die Bombardierung einer Großstadt miterlebt habe, und doch sind die Erinnerungen daran so frisch, als wenn es gestern gewesen wäre.

Unsere Lage als Schweizer, die im September 1939 in Warschau geblieben waren, war schwer. Denn Warschau war nicht nur „bombardiert", Warschau war auch belagert. Viel Schrecklicheres, stärkere Bombardemente, wie sie heute sind, kann man eher ertragen, wenn es nur kurze Zeit dauert. Wir aber mußten das Furchtbare 21 Tage und 21 Nächte durchhalten. Bei Tage war immer die Angst vor den Bomben oder die Bomben selbst, bei Nacht Artilleriefeuer. Die ganze Nacht hindurch. Das Getöse war so furchtbar, daß man sich schon bald den Tod wünschte, nur um das nicht mehr anhören zu müssen. — Die menschlichen Nerven können viel ertragen, man gewöhnt sich schließlich an alles, gewöhnen sich doch auch die Soldaten an der Front an die dauernde Gefahr und das Getöse. Die aber nach dem Krieg zurückkommen, sind nicht mehr dieselben — etwas stirbt in ihnen ab, ein Teil ihrer Nervenkraft, ein Teil von ihnen selbst. Etwas bleibt doch in uns auf allen diesen Schlachtfeldern... das müssen die verstehen, die uns nachher zu sich aufgenommen haben ... und nachsichtig sein ...

Wir selbst hatten in einem großen Häuserblock fast außerhalb der Stadt, in einem sogenannten „vornehmen Viertel" in der Nähe der alten Festung gewohnt. In der Friedenszeit wohnten in unserem Häuserblock ungefähr 600 Personen. Aber viele waren, noch ehe die Stadt umringt war, aufs Land geflüchtet. Denen ging es noch schlimmer als uns. Viele von ihnen kamen uns Leben oder doch um ihr ganzes Hab und Gut. Die gebliebenen zirka 100 Personen haben sich zu einer „Gemeinde" vereinigt, die, wie die Abwehr, so auch die Ernährung aller Insassen „viribus unitis", mit vereinigten Kräften besorgte. Diese gute Organisation hat uns geholfen, die schwierige Lage viel besser zu ertragen. Die Abwehr beschränkte sich auf das Bewachen des Hauses vor eventuellen Dieben und Räubern und auf das Aufheben und Unschädlichmachen der stets auf alle Dächer unserer Siedelung fallenden Brandbomben usw. Da fast alle Männer im Dienst oder in der allgemeinen Abwehrtätigkeit beschäftigt, also abwesend waren, mußten hauptsächlich die Frauen die ganze Arbeit übernehmen. Als Schweizer hatten wir natürlich keinen tätigen Anteil in der dienstlichen Abwehr, umso mehr trachteten wir, im Hause nützlich zu sein. Mein Sohn z. B. hatte eine richtige Hausfeuerwehr aus den Dienstmädchen ausgebildet, die ohne Herrschaft dageblieben waren und diese „Frauenarmee" hat unser Haus so gut behütet (es wurde Tag und Nacht abwechselnd „Dienst" getan), daß es nicht wie sonst ganze Straßen ein Opfer der Flammen wurde. Diese Frauen zeigten oft mehr Mut und Geistesgegenwart als die Männer.

Andere Frauen haben sich auf andere Art für unsere Gemeinschaft betätigt. Jeden Tag brachte eine andere das Opfer, unter fallenden Bomben, in der größten Gefahr, in großen Waschkesseln die Suppe für alle zu kochen, damit alle wenigstens einmal im Tag warmes Essen bekamen. Auch für die polnischen Soldaten


**Genf** Florissant 11

**Hotel La Résidence**

165 Betten, 3 Minuten vom Zentrum.

Konferenzzimmer, Restaurant-Bar. Großer Privat-Autopark. Im Park 3 Tennisplätze. Zimmer ab Fr. 5.–. Pension ab Fr. 13.–. Spez. Arrangements für längeren Aufenthalt. Tel. 41388.

58 Dir. G. E. Lussy.


## Als ich ein Kind war . . .

### Ein Zyklus von Jugenderinnerungen bekannter Dichterinnen

zusammengestellt und eingeleitet von Ruth Thurneysen

#### Meine Kindersahre*

Zitternd vor Glückseligkeit betrat ich ihr Zimmer und wollte auf sie zueilen. Da streckte sie den Arm abwehrend aus.

Sie lag auf dem Ruhebette, in einen Schal gehüllt, eine Decke über den Knien. Ihr Kopf war in die Kissen zurückgelehnt und mit Schrecken sah ich, daß ihr schönes, ihr geliebtes Gesicht ganz klein und auch seltsam verändert, fast fremd geworden war. Ihre reichen braunen Haare, die sich sonst in weichen Locken an die Schläfen schmiegten und die Wangen umspielten, waren glatt gescheitelt und von einer kleinen, weißen Haube bedeckt.

Am ungewohntesten aber war der Ausdruck der Augen, die mich mit unruhig gequälten Blicken ansahen. Sie sprach mühsam mit klangloser Stimme, und — klagte mich einer Lüge an. Einer Lüge, des, wie man uns immer sagte, Schimpflichsten?. .. Das war ja gar nicht möglich, das war ein grausamer Scherz, und wenn mir nicht ein Schluchzen die Kehle zugeschnürt hätte, — ich hätte gelacht.

Ein Wort stieß ich heraus, oder vielmehr, es kam von selbst, es drängte sich auf meine Lippen: „Mama!" und obwohl Tante Helene, die hinter das Ruhebett getreten war mir Zeichen machte, zu schweigen, wiederholte ich doch immer: „Mama", als wäre sie es nicht, neben der ich da stand, als müsse ich sie herbeirufen können. Mich zu verteidigen, fiel mir nicht ein; ich dachte nicht einmal daran, daß mir unrecht geschah. Ich fühlte einen dumpfen Schmerz, eine grenzenlose Betroffenheit und hatte zugleich die Empfindung: Es muß ausgehalten werden, es geht vorbei. Auf einmal wird meine Mama mich in ihre Arme nehmen und alles wird gut sein.

Immer wieder rief ich sie an, mit dem einen angstvoll ausgestoßenen Worte. Sie wollte nicht hören, sie wies mich zurück, so oft ich näherrtrat und ihre Hand zu fassen suchte.

Ohne Erbarmen wurde ich zuletzt fortgeschickt.

Ich bin damals im siebenten Jahre gewesen und bin heute im fünfundsiebzigsten. Wenn aber die Erinnerung an jene Stunde lebhaft vor mir aufsteigt, erwacht noch ein Reflex der Qual, die damals mein Kinderherz zerriß. Damals, als ich, nach der Ausweisung aus dem Zimmer Mamas, mich nicht entschließen konnte, seine Schwelle zu verlassen, nicht zu rufen, nicht zu pochen wagte, nur den Mund an den Türspalt preßte, an dem meine Tränen herunterliefen, und hineinhauchte leise und jammervoll:

„Verzeih! Verzeih!"

Dieses Wiedersehen mit meiner viel, vielgeliebten Mama blieb das letzte.

*

In dem Gedichte in Prosa „Schattenleben" gab ich Rechenschaft von einer eigentümlichen Vorstellung, mit der ich meine ganze Kindheit hindurch gespielt habe.

Da hat es mich denn sehr überrascht, als ich kürzlich in einer von Tolstoi erzählten Geschichte seiner Jugend die Schilderung der ganz gleichen Erscheinung fand. Auch er hat unter ihrem Banne gestanden, und ich habe seitdem gehört, daß es sich damit nicht um etwas Exzeptionelles bei Kindern handelt. So manche sollen von dem Zweifel an der Wirklichkeit dessen, was sie umgibt, heimgesucht sein. Bei mir hatte der Zweifel sich allmählich zur Ueberzeugung herangebildet.

Der Himmel, zu dem ich emporsah, die Sonne, der Mond, die Sterne und die Landschaft, die mich umgab, und was sie belebte, oder vielmehr zu beleben schien, das alles war nicht. Meine Augen nur zauberten es hin. Wohin mein Blick fiel, wölbte sich das Firmament, breitete ein Stück Erdenwelt sich aus. Wohin aber mein Blick nicht drang, da war das Nichts, die Leere. Vor mir die Welt, hinter mir das schreckliche Nichts, grau, stumm, tot. O, wie brannte ich darauf, ihm einmal auf die Spur zu kommen, diesem Nichts! Unheimlich war's und häßlich, sich immer sagen zu müssen: es gähnt hinter dir her, macht sich breit in seiner grenzenlosen Armut und unaussprechlichen Langweiligkeit.

Nein, ich wollte mich nicht beständig von ihm narren lassen, ich wollte es entlarven und ihm auf sein schnödes Geheimnis kommen.

Und ich rannte, so schnell ich nur konnte, in den Garten tief hinein, bis an den Zaun, und dort, rasch wie ein Blitz, sah ich mich um... Aber da war schon wieder alles aufgestellt. Die Gesträuche, die Bäume, Blumenbeete und Wiesen. Meine Augen waren immer zu langsam gewesen, kamen immer zu spät.

Zu jener Zeit, in der die irdische Welt mir zu einer Sinnestäuschung herabgesunken war, hatte ich mir eine andere, eine so schöne hergestellt, wie eine Kinderphantasie sie nur jemals erschuf. Sie befand sich weit drüben jenseits der Berge und eines großen Meeres. An heißen Sommertagen, wenn die Sonne im Scheitel stand und die Sonnenstäubchen glitzerten wie Diamanten, — wenn ich da recht lang zum Himmel hinaufblickte, da glaubte ich in der leuchtenden Bläue mein Land sich spiegeln zu sehen. Seine Wälder blieben immer dicht, immer blühten seine Blumen und reiften seine Früchte. Die Männer waren hohe Götteraestalten, die Frauen alle wie Feenkköniginnen. Die Hauptsache aber waren die unzähligen Kinder, von denen mein Land wimmelte. Sehr verschiedene Kinder und durchaus nicht alle gut und schön, aber alle so vollkommen frei wie junge Füllen auf unabsehbaren Weiden. Ich malte mir ihr buntes Treiben, ihre Spiele und ihre Kämpfe aus, ich dachte mich in sie hinein, ich war sie. Einmal die, einmal der, einmal das mit allen Tugenden geschmückte, opferdurstige kleine Mädchen, einmal ein übermütiger, wilder Junge. Nicht immer konnte ich dann die Gestalt, in der ich eben einhergewandelt war, sofort ablegen. Es blieben Ueberreste von ihr an mir haften. Und ich überraschte meine Umgebung durch ein Gebaren von ganz besonderer Art. Gewöhnlich holte meine Schwester mich herab von einem Gipfel der Vollkommenheit oder strafte mein keckes und bubenhaftes Benehmen, indem sie ein sehr trauriges Gesicht machte, mich mit schmerzlicher Mißbilligung ansah und sagte: „Du bist aber heute wieder kurios!"

Damit brachte sie mich augenblicklich zu mir, denn „kurios" sein wollte ich um keinen Preis. Es erschien mir, ohne daß ich einen Grund dafür hätte anführen können, sehr schimpflich.

Allmählich genügte es mir nicht mehr, nur in Gedanken in meinem Lande zu weilen, und ich eröffnete eine Korrespondenz mit seinen Bewohnern. Ich schrieb kleine Briefe auf das feinste Papier, das ich auftreiben konnte, und übergab es den Lüften zur Besorgung. So wurde Uhlands guter Rat: „Gib ein fliegend Blatt den Winden" von mir befolgt, bevor er mir zur Kenntnis kam.

Glückwünsche zu dem beseligten Leben, das meine

* Aus: Meine Kindersahre. Marie von Ebner-Eschenbach. H. Schmidt u. C. Günther, Verlagsbuchhandlung, Pantheon-Verlag für Kunstwissenschaft.

haben sie gekocht, die in der Umgegend kämpften und manchmal keine Gelegenheit hatten, zu Lebensmitteln zu kommen.

Mit den Lebensmitteln war es schlimm bestellt. In die Stadt konnte man nicht einkaufen gehen: es war zu gefährlich, sich auf den Straßen zu zeigen. Die, welche das gewagt haben, sind meistens, wenn nicht durch Bomben, so durch Splitter getötet worden. Auch waren die Läden leer. Die Stadtverwaltung hatte uns zu Beginn der Belagerung einige Säcke mit Reis, Mehl, Zucker und dergleichen zu nehmen erlaubt. Die Männer trugen sie nach Hause; so wurden wir doch nicht ausgehungert. Später, als man sich hinauswagen konnte, hat die Stadtverwaltung erlaubt, auf allen ihren Feldern Gemüse zu ernten. So sind wochenlang ganze Prozessionen aus der Stadt (Warschau zählte anderthalb Millionen Einwohner) in unsere Vorstadt gewandert, um wenigstens Gemüse zu haben. Auch wir haben davon, natürlich ohne jedes Fett, nachher wochenlang gelebt.

Am schlimmsten war es mit dem Brot. Während der Belagerung waren die Bäckereien gezwungen, Brot aus den Vorräten der Stadt zu backen. Es war aber zu wenig. Man mußte stundenlang „Schlange" stehen, um endlich einen Laib zu erkämpfen. Das Brot war lehmig und feucht, fast unmöglich zum Essen (denn die Bäcker haben gewußt, daß sie nicht, wie früher, kontrolliert wurden. Sie trachteten also, nur recht schwere Laibe zu machen. So ist eben überall die menschliche Natur, daß die Schlimmen immer im Trüben fischen wollen...). Manchmal stand man stundenlang in Kälte und Regen, um endlich zu erfahren, daß es gar kein Brot mehr gab! Und man stand auch, wenn es Bomben und Granaten regnete. Wer könnte da Angst haben, da man, wenn nicht durch Geschützsplitter, so auch vor Hunger sterben konnte? Und wenn man hungrige Kinder zu Hause hat, riskiert man schon das Leben... Schließlich war überhaupt kein Brot mehr da. Wie wir das alles ausgehalten haben, weiß ich wirklich nicht. Wer gerettet wurde, kann nur von einem Wunder Gottes sprechen...

Noch schlimmer aber war der Mangel an Wasser. Der Feind, der diese früher so schöne Stadt belagerte, hatte zuerst die Filter vernichtet, diese weltberühmten Filter, die von Ausländern so oft besucht und bewundert worden. Denn die Stadt in der Ebene hat kein anderes Trinkwasser als das Flußwasser der Weichsel. Das ganze Stadtviertel bei den Filtern war später nur noch ein flaches Feld, nicht einmal Ruinen waren mehr zu sehen: nur Kamine ragten zum Himmel, keine Spur von Leben mehr...

Wir hatten vorher alle Gefäße und Badewannen mit Wasser gefüllt, um Vorrat auf alle Fälle zu haben. Als aber die Filter vernichtet wurden, war kein Wasser in der Stadt mehr da. Wie hätte man kilometerweit um Wasser laufen können, wenn es immer Bomben hagelte? So brannten die alten Häuser im Zentrum der Stadt völlig aus. Dort war eine unbeschreibliche Hölle. Die Menschen irrten nachts umher, halb nackt, fast verrückt vor Angst, halb erstickt vor Rauch. Wohin sich aber flüchten? Ueberall war dieselbe Gefahr ... Ist es da nicht begreiflich, daß viele Menschen wahnsinnig geworden sind? Viele haben sich das Leben genommen ...

Wir persönlich haben wenig Mangel an Wasser gelitten; wir wußten, daß unser Viertel auf feuchtem Grunde stand. So haben wir nach unterirdischem Wasser gesucht und es gefunden! Es war natürlich kein gutes Wasser — aber doch — Wasser! Man konnte wenigstens etwas damit kochen und — welche Wonne — sich manchmal, wenn auch nur oberflächlich, etwas waschen!

Es ist vielleicht sonderbar, daß ich hier meistens über Essen und Trinken schreibe. Ich habe aber hier, in der lieben Schweiz, allzu oft erlebt, daß man sich über verschiedene Beschränkungen im Essen, über die Rationierung, Teuerung usw. beklagt. Und das empörte mich, oder manchmal mußte ich darüber lachen. Wer hier mit der Lebensmittelrationierung unzufrieden ist, sollte einmal im Kriege leben müssen. Einen Monat nur, bah! eine Woche würde genügen, damit man schon mit allem, was wir in der lieben Heimat haben, zufrieden wäre!

Das nämlich wollte ich noch sagen, da man mir freundlichst ein bißchen Raum in dieser schönen und nützlichen Zeitung verliehen hat. Und noch eines: daß ich den Boden hätte küssen wollen, als ich die Schweizer Grenze überschritten hatte...

## Wir bauen an der Heimat

Von einer Tagung

Können Sie sich etwas vorstellen unter dem Namen „Herzberg"? So heißt ein stattliches Haus hoch oben an der Staffelegg-Straße, das sich mit seinem weiten Blick ins grüne Mittelland so recht zum Volksbildungsheim eignet, zu dem es durch Fritz Wartenweiler ausgebaut worden ist. In seinen einfachen Räumen trafen sich Ende August junge Frauen und Mädchen aus ganz verschiedenen Lagern zu einer Wochenend-Aussprache über das Thema

„Die Aufgaben der Schweizerfrau heute und morgen".

Schlicht und grundgescheit und darum auch besonders eindrücklich orientierte Frau Dr. Henriette Pieper über die Entstehung und besondere Art unseres Staates, der sich von unten her, aus den Gemeinden aufbaut, und der so nur hat entstehen und durch die Jahrhunderte fortdauern können, weil seine Gründer nach nichts anderm fragten, als nach der Freiheit und nach dem Recht. Freiheit und Recht zu retten ist die Aufgabe der heutigen Schweiz. Auf dem Boden dieser gemeinsamen Ueberzeugung konnten die verschiedenen jungen Menschen sich begegnen.

Jede Organisation hatte eine Sprecherin bestimmt, die sich zum Thema „Wir bauen an der Heimat" äußern und über das besondere Programm ihres Verbandes reden sollte. Verschieden waren natürlich die Ausgangspunkte, verschieden auch die Methoden, aber allen war eines gemeinsam: die Ueberzeugung, daß das Gebot des Herrn „Liebe Deinen Nächsten wie Dich selbst" mehr und mehr verwirklicht werden muß.

C. V. J. T. und Bibelkreis sehen das Problem und seine Lösung zunächst besonders stark im persönlichen Leben des Einzelnen, durch dessen Verwandlung sich auch die Verhältnisse verwandeln lassen. Die Guttemplerinnen, deren Hauptarbeit der Trinkerfürsorge gewidmet ist, reden der Toleranz und kultureller wie auch gesellschaftlicher Zusammenarbeit über die wirtschaftlichen und politischen Grenzen hinaus das Wort und berichten von ihrem eigenartigen Ritual. Den katholischen jungen Frauen ist neben dem persönlichen Glauben das praktische Programm des Papstes maßgebend, der Reformen auf allen Lebensgebieten verlangt. (Wiedereinsetzung des Menschen in seine persönlichen Rechte, Schutz der Familie, Arbeit und Brot für alle und eine klare Rechtsordnung.) Weltanschaulich neutral arbeiten die Pfadfinderinnen auf eine praktische Ertüchtigung der jungen Leute hin, die sie zum Dienst am Nächsten überhaupt befähigen soll, und, ganz diesseitig orientiert, kämpfen die Sozialistinnen für bessere Lebensbedingungen, die den Menschen erst frei machen sollen für geistige Werte. Mutterschaftsversicherung, gleiche Löhne bei gleicher Leistung, höhere Stipendien für Kinder aus Arbeiterfamilien, bezahlte Ferien für alle und Löhne, die es den Jungen erlauben, zu heiraten — das alles sind Dinge, für die sie sich u. a. einsetzen. — Mit gespannter Aufmerksamkeit bemühten sich alle, die Einstellung und Forderungen der andern kennen zu lernen. Das grundsätzlich Trennende trat klar hervor, aber gleichzeitig wuchs die Achtung vor dem Schaffen der andern, weil man fühlte, daß der Antrieb dazu auch aus der Tiefe einer letzten Verantwortlichkeit dem Land und den Mitmenschen gegenüber kam und daß niemand den Schwierigkeiten ausweichen wollte

Masha Oettli's Vortrag über die Not der Landbevölkerung, vor allem der ländlichen Dienstboten, brachte Fragen zur Sprache, über die sich die wenigsten klare Vorstellungen gemacht hatten. Eine Menge von Fragen wurden aufgeworfen, die die verschiedenen Gruppen noch lange beschäftigen werden, da sie sich nicht ohne weiteres beantworten ließen.

Da war es denn ganz gut, daß Frau Vischer-Alioth zum Schluß in ihrer klaren gewinnenden Art die einfache Forderung des Frauenstimmrechtes begründete und zeigte, daß die bürgerlichen Rechte es den Schweizer Frauen erst recht ermöglichen würden, ihren Mitmenschen wirklich zu dienen. In einer lebhaften Diskussion entschied sich die große Mehrheit der etwas über 40 Delegierten dafür, während einige wenige an den politischen Fähigkeiten der überlasteten Mitbürgerinnen zweifelten oder eine Zerstörung des harmonischen Familienlebens befürchteten.

Hatte der Schweizerische Frauenstimmrechtsverband auch das Treffen organisiert, so beschränkte er sich doch bewußt darauf, uns seine Ziele bekannt zu geben, und bat die jungen Frauen lediglich, darüber nachzudenken.

Die Tagung hat sicher alle einander näher gebracht und in froher und ernster Gemeinschaft die Mahnung in unsere Herzen geschrieben, die so schön im Tischspruch unserer Hausgenossen erklang:

Bei jedem Bissen Brot denk an der Sonne Not,
die Korn auf Körnlein hat erwärmt und wachsen ließ, aus Liebe.
Bei jedem Bissen Brot denk an des Bruders Not,
der einsam sich am Hunger härmt!
O du, den Gottes Liebe wärmt, geh, gib ihm Brot und Liebe. M. G.

## Erziehung zum Eidgenossen

Von Georg Thürer

In der Demokratie ist das Volk König! Wenn dieser Satz wahr ist, so müssen wir unsere Kinder wie Prinzen erziehen, denn sie sind die Könige von morgen. Wer nun aber denkt, man müsse die Windeln mit Purpur säumen und an jedem Mäntelli goldene Tressen anbringen oder gar der Jugend die Hände unter die Füße halten, sollte in eine Besserungsanstalt für blinde Eltern gesteckt werden. Unsere Forderung wendet sich an den innern Menschen: Wir müssen unsere Söhne und Töchter so erziehen, daß sie eines Tages in starker Gemeinschaft die Verantwortung für unsere freie Eidgenossenschaft übernehmen können.

Was heißt das? Die Antwort auf diese Gewissens- und Lebensfrage unseres Bundes fände in einem tausendseitigen Buche kaum Platz, wenn wir nun ein System entwickeln wollten. Sie wird aber in deinem Herzen Platz haben und Wurzel fassen und Frucht tragen, wenn du einmal in stiller Stunde mit deinem Gewissen zu Rate gehst und dir also Rechenschaft gibst:

Unsre Bund ist klein. Er wird die Beute der Großen werden, wenn ihn nicht starke Bürger schützen. Unsere Stärke kann nun aber nicht in der großen Zahl liegen, sondern allein im opferbereiten Glauben an ein großes Ziel. Dieses Ziel ist durch die Bibel und den Bundesbrief bestimmt. Gott heißt uns den Nächsten lieben; der Bundesbrief, der in seinem Namen beschworen wurde, verpflichtet uns zur Treue, weil allein das Zusammenstehen auf Gedeih und Verderb uns in Freiheit bewahren kann. Und wenn die Freiheit endgültig zu Fall käme, wäre die Schweiz nicht mehr die Eidgenossenschaft, sondern nur noch ein Brocken Erdkruste mit Zweifüßlern, die an den Drähten eines Vogtes tanzen oder — in seinen Ketten schmachten müßten.

Denn der Name Eidgenossenschaft ist nicht nur die Schrift eines Stempels, sondern ein Programm. Wir haben uns gelobt, in lieben und leiden Tagen einander Genossen zu sein. Wer diesen Eid ernst nimmt, ist ein erzogener Eidgenosse. Sein Beispiel der Pflichterfüllung am Familientisch, an der Werkbank, im Acker, am Steuerschalter, an der Urne und im Militärdienst wird zugleich die beste Erziehung seiner Kinder und Kameraden sein. Er weiß, daß dieser Weg nicht zum „ringen" Leben führt, aber das Menschenmögliche sichert, um uns Freiheit und Friede zu wahren. Er erhebt sich Tag für Tag mit dem Vorsatz: Unter diesem Dache darf niemand Grund zum Jammern haben! Des Winters brennt ihm ein Bundesfeuer im Ofen, wenn er den frierenden Nachbarn zu sich in die Stube holt. Die Wehleidigen und die Liebäugler ermahnt er; er darf hart gegen sie sein, weil er es auch gegenüber sich selbst ist. Er weiß, daß die Schweiz genau so viel wert ist, als wir Schweizer wert sind. Daher kennt er eine Abkürzung für die Reform des Staates: wenn er seinen eigenen Wert steigert, wächst dadurch auch der Wert der Eidgenossenschaft. Ein glühender Ehrgeiz durchströmt ihn, zu zeigen, daß wir alle wertvollen Leistungen, welche anderswo die drohende Macht erzwängt, auch zuwege bringen, und zwar freiwillig — hört genau: frei und willig! —, wenn jeder sich selbst aufbietet.

Und wir brauchen besondere Leistungen! Sonst überzeugt unser Kleinstaat weder die Nachbarn noch uns. Es können Werke der Liebe, der Forschung, der Kunst, der Technik oder der schlichten Bürgertreue sein — alle Kinder werden wohlgeraten, wenn der Schweizergeist ihr Vater und die Schweizertüchtigkeit ihre Mutter ist. Kein Staat der Erde stattet den Bürger mit so großen Rechten aus wie unser Bundesstaat, die radikalste aller Demokratien. Auf keiner Bürgerschaft lastet daher eine so große Verantwortung wie auf uns. Wenn wir mutig Ja zu dieser tagtäglichen Aufgabe sagen und unsere Kinder und Kindeskinder zum gleichen Ernst in Bundesdingen anhalten, dann wird die Welt diesen „Pflanzplatz" eines künftigen ehrlichen Friedens nicht übersehen. Und wir wüßten nichts Edleres als das selbstgebackene Hausbrot, das uns an Leib und Seele gesund erhielt, eines guten Tages mit jenen zu teilen, die an zerschlagenen Tischen darben.

## Bund Schweizerischer Frauenvereine

### 42. Generalversammlung in St. Gallen

**Samstag, den 25. und Sonntag, den 26. Sept. 1943 in St. Gallen,** Grossratsaal

Tagesordnung:

Samstag, 25. Sept., 14 Uhr: Begrüßung, Jahresbericht und Rechnung; Kurzreferate: Die Mutterschaftsversicherung (Dr. Renée Girod, Genf; Dr. Elisabeth Nägeli, Winterthur) 20 Jahre Schweizer. Zentralstelle für Frauenberufe (S. Glättli-Graf, Zürich; A. de Moutet, Corseaux); Warum ein schweizerisches Frauensekretariat? (Dr. Matgr. Schlatter, Zürich; J. Cuenod; La Tour-de-Peilz); Wo stehen wir heute in der Flüchtlingshilfe? (Gert. Kurz-Hohl, Bern)

20.15 Uhr: Gesellige Vereinigung im Konzerthaus Uhler (Einladung der St. Gallischen Frauenzentrale)

Sonntag, 26. Sept., 10.10 Uhr im Großratsaal:

**Die Frau im Dienste der Heimat**

Nationale Erziehung in der Familie (Helene Stucki, Bern)
Nationale Erziehung in der Schule (Herr Schulvorsteher H. Lumpert, St. Gallen)
Die Frau in der Volksgemeinschaft (Prof. Dr. A. Egger, Zürich)

**Ansprache von Herrn Bundesrat Kobelt**

12.45 Uhr: Gemeinsames Mittagessen im Konzerthaus Uhler. – Nachmittags Fahrt nach Peter und Paul oder Besichtigung der Stadt.

fernen Freunde führten, Ausbrüche der Sehnsucht und Grüße bildeten den Inhalt meiner Briefe. Ich schrieb jeden mehrmals ab, bevor er mir endlich würdig schien, seine Reise anzutreten. Wenn er aber so weit gebracht war, dann kannte meine Ungeduld, ihn abzuschicken, keine Grenzen. Da gab's nur noch einen Wunsch: den günstigen Augenblick zu erspähen, in dem ich ihn seinen Flug unbemerkt antreten lassen konnte. Eine Stelle war dazu auserwählt; sie befand sich in der südöstlich gelegenen Ecke, die der Garten gegen die Fahrstraße und die Felder bildete. Ein Erdhügel ist dort aufgeschichtet, der einem Gartenhause zum Postament diente, einem hölzernen, weiß angestrichenen Rundbau mit rotem Kuppeldache. Die kleine Anhöhe bietet an sonnigen Sommertagen eine freundliche Aussicht auf die wellige, fruchtbare Landschaft, auf das in weichen, warmen Tönen schimmernde Marsseebirge, auf den abgestumpften Kegel des Kulm, der jetzt bewaldet ist, auf dem aber damals nur ein paar einzelne Bäume standen.

Sogar an — bei uns seltenen — windstillen Tagen war das Gartenhaus auf seinem Hügel von unermüdlich spielenden Lüften umweht. Immer war ich sicher, dort den Boten bereit zu finden, der mein Sendschreiben übernehmen und befördern sollte. Am schönsten war's bei heftigem Sturme, wenn die Wetterfahne, die in Gestalt eines Blätterkranzes das Dach bekrönte, sich knarrend drehte und das Aehrenmeer auf den Feldern große Wellen schlug.

Dem Sturm vertraute ich mit Entzücken meine papierenen Brieftauben an, hielt sie doch empor, war glücklich, wenn er sie mir entriß, und sie bald nur noch wie weiße Pünktchen vor meinen Augen aufblitzten im Sonnenlicht... flogen, flogen... und meine Gedanken ihnen nach. Wer wird sie finden? Ein Mann, eine Frau, ein Kind? und sich wundern, sich freuen und fragen: „Wer schickt mir diesen Gruß? Wer schreibt mir so schöne, liebe Sachen?"

Nie trat die Versuchung mich an, von meinem Verkehr mit den Freunden jenseits der Berge und Meere gegen irgendwen auch nur die geringste Erwähnung zu tun. Vielleicht leitete mich dabei eine unbestimmte Angst vor einem Zweifel, einem Spott, der den Filigranbau meiner Träume erschüttert oder mir seinen Schimmer, wenn auch nur mit einem Hauch getrübt hätte. (Fortsetzung folgt)

## Johannes

Von Lydia Theiler

Er heißt Johannes, weil seine beiden Großväter so hießen. Ich sage hießen, denn schon längst ruhen beide im „Fridhof bin der Chilchen" und Johannes hat keinen von ihnen je gesehen. Aber man hat ihm dann doch diesen etwas altmodischen Namen gegeben, obschon ich in seiner Familie nie ein besonders ausgeprägtes Traditionsgefühl bemerkt hätte. Es geschah aber wohl deshalb, weil diese Urgroßväter Männer waren, von deren Leistungen noch heute mancher im Tal erzählt und mancher weiß noch etwas besonderes von dem einen oder dem andern zu sagen.

Ihr werdet nun wohl glauben, daß sie mindestens Großräte waren, oder daß der eine wohl gar im Bundesrat saß. Darauf muß ich euch berichten, daß die Macht der beiden Urgroßväter nicht über die Berge ihres Tales hinausreichte. Aber bis auf die höchste Spitze dieser Berge stieg der eine von ihnen oft mit ehrgeizigen Amerikanern, Engländern und Deutschen und sogar mit Japanern, denn er war ein gesuchter Bergführer. Weil der Johannes jetzt aber erst zehn Monate alt ist, kann er solches noch nicht erfassen, später jedoch wird ihm seine Mutter beibringen, was ihr sein Urgroßvater beibrachte, als sie noch ein schüchternes, rotblondes (grad so rotblond wie der Johannes ist) Mädchen war, das oft wochenlang bei diesem wohnen durfte. Dies geschah immer dann, wenn das Großmueti des Johannes dem schüchternen, rotblonden Mädchen wieder ein Geschwisterlein schenkte. Und das geschah jahrelang fast immer um die gleiche Zeit im Winter. In diesen Wochen beim Urgroßvater durfte das kleine Mädchen mit ihm „auf den Kehr", denn er war im Nebenamt Weibel. Und auf diesen oft stundenlangen Märschen, manchmal durch meterhohen Schnee watend, wurde der rüstige Mann nie müde zu erzählen und zu erklären.

Und auch der andere Urgroßvater, der nach dem großen Brand das Haus erbauen ließ, in dem der Johannes jetzt wohnt und seine ersten Schritte lernt, wußte viel zu erzählen und zu erklären — er war halt Schulmeister. Ja, der Johannes wird sie einst alle wieder hören, die Sagen von den ersten Talbewohnern und die Geschichtli vom Föhn, dem „Aeltesten des Tales", die der Urgroßvater seiner Mutter erzählte. Vielleicht wird ihm auch sein Großmueti solche erzählen, das früher immer aufpassen mußte, daß der alte Schulmeister das kleine, goldblonde Mädchen nicht zu sehr verwöhnte und ihm nicht just das gab, was ihm von den Eltern verweigert worden war. Er hatte es stets sein „Goldchirl" (Goldkörnlein) genannt, wohl der goldenen Haare wegen. Aber ein Schulmeister war er, wie man sie heute nicht mehr kennt! Dieser brauchte nicht viele Worte zu machen, um eine Schulstube mit vierzig bis fünfzig Kindern zur Ruhe zu weisen. Ein etwas längerer Blick über die Brillengläser genügte jeweils, um der ganzen Schar Respekt einzuflößen. Er war übrigens der erste Schulmeister im Tal gewesen, der ein Seminar besucht hatte, und mit dem Pfarrer des Dorfes war er auf du und du gestanden.

Und nun hat man also dem Johannes im Münster zu Bern den Namen dieser beiden Ahnen gegeben, weil es seine Mutter so haben wollte. Und vor zwei Wochen, als die Gotte auf Besuch kam, durfte er zum ersten Mal richtige Bubenhosen anziehen. Sie sind dunkelblau und handgestrickt, aber der Johannes machte sich gar nichts aus dieser Ehre. Als er wieder in den alten Strampelhösli mit den rose Zötteli steckte, machte er diesen aus lauter Wiedersehensfreude begeisterte äää — lieb Erklärungen. Sicher ist dies bereits ein ausgeprägter Zug zur Treue. Wie ihm aber die Gotte ein Liedli zu singen begann, schüttelte er ganz energisch das Köpfchen hin und her — er hatte gleich gemerkt, daß sie keine gute Stimme hat!

Mit seinen braunen Beinchen macht er bereits ohne jede Anleitung Turnübungen und mit dem Seppli, seinem Plüschbär und dem roten, getupften Samthundli unterhält er sich stundenlang, wenn sich sonst niemand um ihn kümmert. Was man aber mit besonderer Freude und als ausgesprochenes Erbteil seiner Urgroßväter feststellen konnte, ist sein musikalisches Talent. Sei es, daß seine Mutter singt, oder daß man im Radio Musik hört, oder auch nur, daß ein Hahn in des Nachbars Garten kräht, Johannes singt immer sofort in den höchsten Tönen und mit viel Begeisterung mit. Es ist anzunehmen, daß er den Gesangverein seines Tales zu neuer Blüte bringen wird und auch seine andern Eigenschaften und Talente versprechen einen angesehenen Johannes, wie es seine Urgroßväter waren, deren Photographien an der Wand in der guten Stube den besten Platz einnehmen. Und wenn er groß sein wird, wird er beherzigen, was Rudolf von Tavel gesagt hat: „Mir sy alli numen es Glied in der Chetti, aber wen en einzige Ring nit het, so isch di ganzi Chetti nüt nutz!"

## Kleine Rundschau

### Der erste Preis

im Preisausschreiben des Schweiz. Juristenvereins zum Thema „Die Allgemeinverbindlichkeit der Gesamtarbeitsverträge" wurde Dr. iur. Helene Thalmann-Antenen zuerkannt. Wir gratulieren der Preisträgerin, die zu unseren juristischen Mitarbeiterinnen zählt, herzlich zu diesem Erfolg.

**Weniger schlechte Zähne infolge der Kriegsernährung.**

Die Statistik der Schulzahnkliniken von Zürich, Basel und Bern zeigt einen deutlichen Rückgang der Karies oder Zahnfäule. Man schreibt dies zum größten Teil der veränderten Ernährung der schweizerischen Bevölkerung zu. Vor allem hat das Schwarzbrot einen günstigen Einfluß auf die Zähne der Jugend, ebenso günstig hat sich die Zuckerverknappung ausgewirkt.

An der Gestaltung der Wanderausstellung des Internationalen Roten Kreuzes, deren instruktives Material zurzeit im Kongreßhaus Zürich zu sehen ist, haben Dr. Hermine Fäßler (für den geschichtlichen Teil) und Gertrud Spörri (für die Darstellung des gegenwärtigen Schaffens) einen führenden Anteil.

### Aargauischer Normalarbeitsvertrag für Hausangestellte

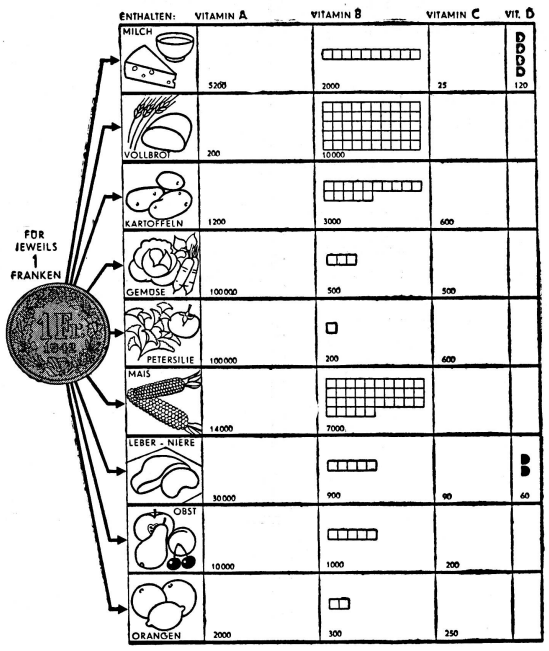
Am 1. Oktober 1942 ist vom Regierungsrat für das ganze Gebiet des Kantons Aargau und für alle Hausdienstverhältnisse, städtische und bäuerliche, ein Normalarbeitsvertrag in Kraft gesetzt worden. Eifrige und wiederholte Anstrengungen der Aarg. Frauenzentrale haben damit zum Ziel geführt.

Der aargauische NAV bemüht sich, einen Mittelweg zwischen den Interessen der Angestellten und jenen der Arbeitgeber zu finden. Er verlangt sorgfältige Arbeit und Rücksicht von der Hausangestellten und Sorge um das leibliche und seelische Wohl der Angestellten von Seite der Arbeitgeber (z. B. durch ausreichende und der Führung des Haushaltes angemessene Ernährung, verschließbares Zimmer, Aufenthaltsmöglichkeit in geheiztem Raum usw.).

Die Arbeitsbereitschaft beträgt für Hausangestellte unter 18 Jahren durchschnittlich 12 Std., für solche über 18 Jahren durchschnittlich 14 Std. Die Hausangestellte hat Anspruch auf monatlich mindestens sechs freie Nachmittage, die 1—2 Mal im Monat nach gegenseitiger Verständigung zu einem ganzen freien Tag zusammengezogen werden können. Die Ferien betragen nach 1 Jahr 10 Tage, nach 2 Jahren 15 Tage, nach 5 Jahren 3 Wochen. Während der Ferien erhält die Hausangestellte den Barlohn und eine tägliche Kostgeldentschädigung von 2 Fr. In bäuerlichen Verhältnissen kann die Entschädigung auch in Naturalien bestehen. Der Dienstgeber ist verpflichtet, die Angestellte gegen Krankheit und Unfall zu versichern. Die Hälfte der Prämien darf vom Barlohn abgezogen werden. Die Kündigung kann auf den 15. oder letzten des Monats erfolgen.

In einzelnen ländlichen politischen Kreisen setzte nach Inkrafttretung ein Widerstand gegen den NAV ein, der sich zu einer Motion im Großen Rat verdichtete. Diese Motion wurde aber in der Sitzung vom 4. März 1943 mit erheblichem Mehr abgelehnt, sodaß der Vertrag nun für alle, auch die bäuerlichen Dienstverhältnisse, Rechtskraft behält. Ein Entwurf zu Bezirks-Arbeitsgerichten, welche auch für den Hausdienst zuständig sein sollen, gelangt demnächst zur Beratung. Das Hausdienstverhältnis im Aargau würde durch den NAV in Verbindung mit den Arbeitsgerichten eine erhebliche Klärung erfahren. A. G.

## Wieviel Vitamine erhält man für einen Franken?




Die obenstehende Einteilung gibt ein anschauliches Bild vom Nährwert unserer volkstümlichsten Nahrungsmittel, und wer sich in die Bedeutung der verschiedenen Figürchen vertieft, wird erkennen, daß auch die billigen Nährmittel sehr vitaminreich sein können. Wer besondern Wert auf Vitamin A legt, muß vor allem Petersilie und Gemüse essen, am reichsten an Vitamin B sind Brot und Mais, und sehr viel Vitamin C liefern Kartoffeln, Gemüse, Petersilie und auch Obst, besonders Orangen. Wer die Tabelle gründlich studieren will, beachte bitte nicht nur die Figürchen, da diese aus drucktechnischen Gründen bei einigen Feldern fehlen, sondern auch die angegebenen Zahlen.

(Das Schema entnehmen wir der Broschüre „Vitamine. Unsere gegenwärtige Vitaminversorgung" im Auftrag des Departements des Innern. Erschienen bei B. Wepf & Co., Basel).

## Kurse und Tagungen

**„Heim", Neukirch an der Thur**

Volksbildungsheim für Mädchen

10.—16. Oktober Ferienwoche für Frauen und Männer

unter Leitung von Fritz Wartenweiler

**„Die Zeitereignisse und wir. — Aktuelle Aufgaben."**

Welches sind die bleibenden Veränderungen in Europa? — Wird Europa veramerikanisiert? — Was hat Roosevelt erreicht im Innern der U. S. A.? — Churchill und Beveridge-Plan. — Das Rätsel Rußland. — Bauern, Bauernverband, Bauernfragen. — Arbeit und Arbeiter. Gegenwarts- und Zukunftsfragen. — Kursgeld Fr. 1.— pro Tag. Pension: Fr. 4.— bis 6.—.

Winterkurs: Erste Hälfte November bis Ende März. (Alter 17 Jahre und darüber.) — Kosten pro Monat Fr. 125.—. Für Weniger bemittelte stehen Stipendien zur Verfügung.

Ausführliche Programme für die Ferienwoche und Prospekte für den Winterkurs sind zu erhalten bei Didi Blumer, „Heim", Neukirch a. d. Thur.

## Versammlungs-Anzeiger

**Zürich:** Lyceumclub. Rämistr. 26. Montag, 20. September, 17 Uhr: Literarische Sektion. Charlotte Lilius, Lyceumclub Lugano, trägt eigene Werke, sowie finnische Dichtungen in ihrer Uebersetzung vor. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

**Redaktion**

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25, Telephon 3 22 03.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142, Telephon 8 12 08.

**Verlag**

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin: Dr. med. h. c. Elsi Kübli-Spiller, Kilchberg (Zürich).

Fleckenreine Weisswäsche gibt ENKA als Zusatz zur Seifenlauge

Lästige Haare

Meine Methode garantiert **rasche, völlige** und **definitive Entfernung lästiger Haare im Gesicht.** Schriftliche Garantie auch in hartnäckigen Fällen. Nicht zu verwechseln mit Behandlungen, die nur vorübergehend wirken oder Narben hinterlassen. Beste Referenzen. Unverbindliche Auskunft. Probebehandlung gratis. 10 Jahre Praxis mit Erfolg.

**Florine Michaud-Beutel, Zürich**
**Sonneggstraße 41** (staatl. dipl.) Telephon 8 04 99

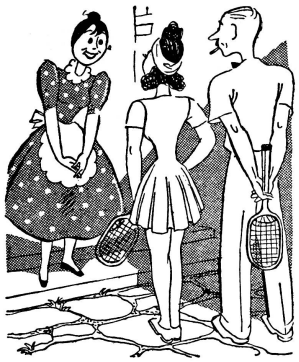
ORO
das altbewährte, feinste Kochfett
zum KOCHEN, BRATEN, BACKEN
Fabr.: Flad & Burkhardt A.-G. Zürich-Oerlikon

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE 50 GRAMM

Chemische Waschanstalt & Kleider-Färberei Pedolin CHUR Telephon 181

J. Leutert
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 3 47 70
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstkonserven
Filiale Bahnhofplatz 7

21



Und Tante Jä-Jä's nächstes Ziel
ist ein Besuch beim Tennis-Spiel.
Herr Bühler spielt mit Hedi Hess
im blendend-weissen Tennis-Dress!
Die beiden sind genug Beweis:
Jä-Soo erzeugt das schönste Weiss!

Steinfels Jä-Soo

Zum Einweichen Steinfels-Bleichsoda

Wo kauft die Frau in Zürich?

Alle Küchengeräte nur von
SCHWABENLAND & CIE AG.
Nüschelerstr. 44 Zürich 1

Der heimelige Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Rhythmische Gymnastik
erteilt Grete Luzi
Einzelstunden, größere und kleine Gruppen für Damen, junge Mädchen und Kinder
Nähere Auskunft: Tel. 7 72 98, 12—14 Uhr
Stockerstraße 57

Tapezierer / Dekorateur
Johann Fürst, Zürich 1
Rennweg 44 / Telephon 3 65 60
Innendekoration / Zimmereinrichtungen
Polstermöbel / Tapeten / Wandbespannungen
Zimmertapezieren / Stoffe
Für den Umzug Vorhänge umändern etc.

Frauen!
Berücksichtigt beim Einkauf
unsere
Inserate
Der Inserent hilft uns
die Käuferin hilft ihm

Fenster und Türen abdichten mit Fermetal
Erstklassiges Schweizer Fabrikat
Fermetal AG. für Metalldichtungen
Zürich, Sihlstrasse 43, Tel. 39.025

Merkur KAFFEE
IMMER NOCH DER VORTEILHAFTESTE